



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 263.

Mittwoch, 10. November

1926.

### Auf dem Eulenhof.

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

(8. Fortsetzung.)

Sie waren mittlerweile talauf geschlendert, und ihre Blide streiften jetzt die weite sonnige Höhe, deren Hintergrund die burggetrönten schimmernden Rheinberge abschlossen. Während sie eine blumige Rieshalde durchquerten, wehte ihnen bei jedem Tritt der trocknen würzige Nischgeruch von Schafgarbe und Rucherblume, von Veintraut und Reseda entgegen. Die Hummeln brummen in die müde Stille, und glänzende Käfer irrten flüchtig durch das glühende Gestein am Boden. Wenn man sich da lastbefreit in das Gras des Feldrains hätte werfen können! Ins sonnige Blau träumen und unagbar glücklich sein!

Adolf war noch besinnlicher geworden und rätselte nun fortwährend an den Worten seines Begleiters herum. Der bemerkte sein Infrischgelehrtheit und sagte vermittelnd:

„Ich mein, du sollst überhaupt den ganzen Büchertram beiseite lassen und 'n richtiger Bauer werden.“

„Was ich werden will“, antwortete Adolf in einem plötzlich aufsteigenden stolzen Eigensinn, „das glaub ich, hat mir eben der Baron gesagt.“

„Jung, red keine Sprüche! Bedenk, daß du im Schmalzputz sitzt, 'n eigenen Hof hast du und.“

„Und 'n Vater, der mich nit sehn mag“, ergänzte Adolf bitter.

Heinrich bemerkte, wie er die Tränen mit Mühe zurückhielt, und suchte ihn zu trösten.

„Adolf! Nun schwäch doch so Sachen nit. Dein Vater hat gewiß nix gegen dich, nur gegen den dummen Schultram.“

Da brach das langverhaltene Leid urgewaltig aus ihm hervor; aus aufgewühlter Tiefe quoll sein schluchpender Atem auf, dann riß er sich plötzlich los und lief in Scham und leidenschaftlichem Aufruhr den Berg hinunter.

„Adolf! Adolf!“ rief der verdunkelte Landjunker ihm nach; aber der Fliehende hörte nicht mehr darauf.

Bei den Winzern im Flecken waren die „Hunsrüder“ angekommen, Mannsleute und Mädchen aus dem Soonwald, die man zur Aushilfe bei der Traubenlese gebungen hatte. Der Eulenhöfer war nie zu bewegen gewesen, sich diesem Brauche anzuschließen; wenn es nötig war, dann holte er sich zwei Leute vom Pachthof zur Besse. Diesmal jedoch war nur Heinrich Köster als Helfer gekommen, aber so zwangen sie die Arbeit mit Leichtigkeit; denn ein früher Frost hatte in den Weinbergen viel Schaden getan, und fast in jeder zweiten Beere schmarozte auch noch der räuberische Sauerwurm.

Die weiße Oktobersonne stand hinter dem Nebel des Hügels, der Millionen feiner Perlchen in die Spinnennetze zwischen den Weinstockreihen zerstreut hatte. Eben fingen die Perlchen an, im jungen Morgenlicht aufzufliegen, da rasselte die Ochsenfuhr mit der großen ovalen Traubenbütte den Hofweg hinunter. Jakob lenkte den Wagen, in der rechten Hand die Peitsche, die linke am Echerenbalken, und hinterher kam Heinrich, mit Elise und der wortfargen Magd plaudernd. Er trug die weidengeflochtene, innen schwarz verpichtete Traubenbotte auf dem Rücken, und Elise war stolz darauf, daß sie zum

ersten Male als vollwertige Leserin genommen wurde und außer der Schere auch ihr eigenes Büttchen bekommen hatte. Und dann die Ferien! Sie freute sich ihrer so sehr, daß sie morgens schon lange vorm Läuten der Leseglocke ungeduldig wachgelegen hatte.

„Die Kathrin macht 'n Gesicht, als wenn sie die Sauerwürm verjagen wollt“, sagte Heinrich Köster im Talabschreiten. Er hatte eine trübe Stimmung auf dem Eulenhof angetroffen, die er mit seinen harten Späßen zu verschrecken gedachte.

Aber die Kathrin war wenig empfänglich dafür, konnte den Großspürigen auch gar nicht leiden und erwiderte ipih:

„Ja, ich hatt grad mal an deinen kranken Vater gedacht, und zum Lachen muß man aufgelegt sein.“

„'n Glück, daß das mein Vater trotzdem noch nit verlernt hat“, entgegnete Heinrich etwas gereizt.

Nun hielt der Wagen und sie gingen sogleich mit Eifer an die Arbeit. Die kleine Elise war dabei noch recht jaghaft, wußte nicht ordentlich mit der Schere umzugehen und ließ oft Beeren der unbeholfen erfahnten Trauben ins faulende Laub am Boden fallen.

„Nur keine liegen lassen, Elischen!“ mahnte Heinrich mit iherabhafter Wichtigkeit; „sonst kriegst du dein Büttchen den ganzen Tag nit voll.“

„Da saßen grad zwei Schnedchen drin“, entschuldigte sich Elise, „die konnt ich nicht herauskriegen.“

„Alles mit rein! Das gibt Brüh. Dein Vater muß den Most so wie so tüchtig längen.“

„Oho!“ machte Jakob, „auf'm Eulenhof wird nit gewässert; da hat der Most sein Gewicht, wenn es auch nit viel gibt.“

„Dies Jahr hängen an der Heel auf euerm Brückstüd mehr Schlehén wie hier Trauben an den Stöcken“, ulkte Heinrich.

„Braucht dir keine Sorg zu machen“, entgegnete Kathrin, ohne von ihrer Arbeit aufzugucken, „du kriegst ja doch jedesmal dein Getränk, wenn du auf den Eulenhof maien kommst. 'n Hälschen mehr oder weniger macht uns nix aus.“

Ein paar gut gewekte Schnäbel hatten die Kathrin und der Heinrich, und oft war es nahe daran, daß eine Bissigkeit des immerfort überlegen vor sich hin lächelnden Jungen vom Pachthof die Magd zur polternden Wut aufgeregelt hätte; denn sie sah schon lange mit Mißgunst auf dessen Bemühen, sich bei dem Eulenhöfer in Ansehen zu setzen, um so mehr, als sie meinte, daß es auf ihre und Jakobs Kosten geschähe. Jakob wollte das zwar nie glauben, sondern sah in der Begünstigung Heinrichs durch den Eulenhöfer nur dessen Verstimmtheit dem eigenen Sohn gegenüber. Und wenn er Adolf selber das auch nicht zugeben mochte, so erfüllte es ihn doch mit schmerzlicher Trauer. Wie gern hätte er manchmal auf ein anerkennendes Wort des Eulenhöfers verzichtet, wenn es dadurch dem Enterbten zugekommen wäre!

Am Nachmittag kam Adolf aus der Schule heim. Er achtete gar nicht auf die Lesenden im Weinberg und schleppte an seinem Bücherbündel wie an einer Last.



Elise nahm es ihm flink unter dem Arm fort und suchte ihm eine schöne Traube aus ihrem Büttchen.

„Jetzt gehst du Mittag essen und dann kommst du uns helfen“, sagte sie freundlich sorgend, während ihre großwimperigen Augen etwas bang nach seiner Gemütsstimmung forschten.

„Für so 'ne Arbeit bin ich ja doch zu zwerch“, erwiderte er mutlos.

Aber Elise sprach eifrig auf ihn ein:

„Sollst sehen, wie das dem Vater gefällt, wenn du hilfst. Für 'n Rosenwed extra macht ihm das Spaß.“

„Extra? — Lieb Schwesterchen, auf etwas Extraes habe ich nicht zu rechnen.“

„Du sollst so nicht sagen“, erwiderte Elise peinvoll, „der Mutter tut es auch immer so weh.“

„Nun ja, ich tu, was ihr haben wollt“, sagte er und trug sein Bücherbündel den Hofweg hinauf.

Dann stand er bis zum Feierabendläuten der Lese-  
glocke mit in der Reihe, hatte immer als erster sein Büttchen gefüllt und ließ es sich auch nicht nehmen, einige Male die schwere Botte zum Wagen zu schleppen. Obwohl er beim Auskippen beinahe das Übergewicht bekommen hätte, er wollte sich die schwere Mühe nicht anmerken lassen. Nur etwas geken, nur von dem Vater nicht übersehen werden!

Und dennoch, als der Abend gekommen war und man plaudernd um die Schüssel mit der Kartoffelsuppe saß, schien ihm alles umsonst gewesen zu sein. Der Vater überließ ihm geflissentlich, und als Elise meinte, daß sie ohne Adolfs Hilfe lange nicht so weit gekommen wären, da sagte er:

„Ja, Trauben essen versteht auch die Studenten. Wenn's beim Hafermähnen und Kartoffelgraben nur auch so was zu schmausen gäb!“

Adolf sah schweigend auf seinen Teller nieder. Nach dem Essen gab er vor, noch für die Schule arbeiten zu müssen, legte sich aber unmutig ins Bett und sagte der Mutter, die ihm in stiller Sorge gefolgt war, er habe Kopfschmerzen, sie solle es jedoch nur ja nicht dem Vater verraten; denn er wolle nicht bedauert werden und könne es noch weniger vertragen, daß man seinen Spott mit ihm treibe.

Die folgenden Tage kam er stets erst mit einem späteren Zug aus der Stadt zurück und betrat den Weinberg überhaupt nicht mehr. Elise war recht traurig darüber; aber er tröstete sie und sprach:

„Kannst mir ja immer ein Tellerchen mit Trauben auf mein Schlafkissen stellen. Ich denk dann an dich, wenn ich sie esse.“

Das Knabenherz schien für den Vater unwiederbringlich verloren zu sein. Er mühte sich auch nicht, es wiederzufinden.

Adolf klagte aber keinem Menschen mehr sein Leid. Er hatte andere Tröster gefunden; er las Bücher, die ihn die häßliche Wirklichkeit vergessen ließen. Zuerst waren es die etwas zahmen Wildwestgeschichten aus der Schulbibliothek, und als die ihm keine Träume mehr vorzugaukeln hatten, da kaufte er sich von seinem Taschengeld ganze Stöße der Indianerbändchen, die der hintende Dorfbuchbinder in seiner muffigen Buttle feilhielt. Zu jeder Stunde, die ihm seine Schularbeit freiliess, zog es ihn nun in irgendeinen heimlichen Winkel des Hofes, ganze Nachmittage hockte er mit gespannten Sinnen auf seinem Speicherrzimmer oder im statenumhegen Garten unterm Apfelbaum, lag versteckt hoch oben im Stroh des Scheunengebälks oder in den grohen, rauhlättrigen Bälappen um den murrenden Brunnenrog der Viehweide, und an den Winterabenden hielt er sein Buch in den Schein der Ofenglut, weil ihm der Vater das Lampenlicht dazu versagt hatte.

Unter diesem fieberhaften Leseeifer begannen allmählich seine bis dahin vortrefflichen Leistungen in der Schule merklich nachzulassen. Das Osterzeugnis, das den ehemaligen Quartaprimus nur noch mit Hangen und Bangen zur Sekunda mittteigen lieh, wurde vom Vater unter einem kurz ausgestoßenen Hohnlachen unterschrieben, und als Adolf zu Weihnachten sogar ein Monitum mit nach Hause brachte, in dem seine Verletzung als fraglich hingestellt wurde, da sagte der Vater: „Dann bist

du aber das letzte Mal in deine Schul gegangen. Verlaß dich drauf!“

Auf diesen Schimpf jedoch wollte es der Ehrgeiz des Sechzehnjährigen unter keinen Umständen ankommen lassen. Er sah jetzt stets bis in die Nächte hinein mit dumpfem Kopf über seinen Schularbeiten. Aber sein Ordinarius schien ihn bereits aufgegeben zu haben; denn eines Tages eröffnete der ihm, daß seine Einsicht zu spät käme und er das in den letzten Jahren Versäumte während der paar Wochen bis Ostern nicht mehr nachholen könne.

Da ging er nachmittags zu seinem Vater auf den Acker, der im frischen Schollenbruch dampfte, und sagte: „Ich hab' die Schule satt. Wenn's dir recht ist, helf ich dir in der Bauerei.“

„Recht gewiß“, meinte der Eulenhöfer ungläubig; „aber am End' bist du dafür schon perbüß. Auch so was muß beizetits angefangen werden.“

Am anderen Morgen stand er schon vor Tagesgrauen in der Futterstube und schnitt Häcksel für das Vieh. Ratsch, ratsch machten die beiden Messer des großen Schwungrads, und bei jedem Schnitt rieselten tote Träume mit in das Hackstroh.

Fortsetzung folgt.

## Das neue Hellas.

Von S. Karastatis.

Der Herr Kammerpräsident ließ die Sitzung auf eine halbe Stunde unterbrechen, damit die Herren Abgeordneten eine kurze Abendmahlzeit einnehmen könnten. Die Deputierten, der Stundenlangen, öden Sechshaftigkeit ohnehin schon längst überdrüssig, begrüßten keinen menschenfreundlichen Beifall mit wildem Beifallstotem. Die weihen, würdigen Väter der Nation drängten sich durch die weitaufergerissenen Saaltüren wie eine Horde unbändiger Schulbuben, die das Glodenseichen aus der tödlichen Langeweile einer dünnen Grammatikstunde erlöst hat. Im Dandumdrehen wimmelten die kühlen, breiten Wandelgänge von einer Legion ehrwürdig baumelnder Gebröde — gut und noch weit öfter spottschlecht sitzend —, von weihkleinernen, gestärkten Hemdbrüsten, messerscharfen Bügelfalten, leise quietschenden Lackschuhen und vor allem jenen herausfordernden gelben Glacés, die ein frischgebadener, aber dafür durch und durch snobistischer Abgeordneter als letzte Offenbarung der Pariser Mode eingeführt hatte.

„Uff!“ stöhnte ein dicker, schwülender Bauerndeputierter aus Akmien. „Bei dieser Badofenhitze auch noch diesen verfluchten Stiefleischbehang und die eiserne Halskrause!“ Dabei kühlte er seinen schwarzen Bratenrod, den offiziellen, aber ungewohnten Parlamentsanzug, in dem er wie ein aufgesäumter Zirkushengst aussah, und loderte sich den Krallen.

„Ich wollte auch, ich wäre erst wieder in der freien Luft unserer Berge!“ seufzte zustimmend ein anderer, dessen Gesicht verriet, daß er vom Parlamentarismus so viel verstand, wie ein thessalischer Ochse vom Kontrapunkt. „Es ist nachgerade genug des Unsinns. Ich habe die Nase reichlich voll. Wir haben uns aber die Geschichte nun einmal eingebrockt und A gesagt und müssen nun wohl oder übel auch B sagen.“

„Weiß es Gott, Karalos, in meinem Kopfe dreht's und wirbelt's schon wie ein Mühlenrad. Den lieben, langen Tag schwaben sie von nichts anderem als Artikeln. Von Artikel 43 und Artikel 697, von Artikel 2a und ... was weiß ich noch! Unser verstorbener Schullehrer — Gott hab' den alten Mann selig — hat uns nur ihrer drei eingewürgelt — der, die, das — und die haben mir wahrhaftig zeitlebens genügt. Hier aber kann einer vor lauter Artikeln verrückt werden.“

„Recht hast du schon, aber deswegen wollen wir doch etwas verzehren. Ehrlich gesagt, die Soken und Rationalkassen, die sie hier haben, sind ein entsetzlicher Fraß. Meine Frau — Verzeihung — hat's gehabt, als sie mir ein hales Duzend hausgeschlachtener Würste einpackte. Kann man von dem Zeuge hier etwa satt werden? — Ach, wenn ich so an einen spiegegebratenen Hammel denke, lauft mir das Wasser im Munde zusammen“, seufzte wehmütig Herr Atifos, der vor ein paar Tagen von den Bergen seiner Heimat herabgestiegen war, um in der Kammer die Interessen seiner Landesleute und Wähler zu vertreten.

Nicht weit davon ab standen zwei ganz junge Deputierte. Tadellos und nach dem letzten Schick der Mode angezogen, denn sie waren erst vor kurzer Zeit aus dem gelobten Westeuropa nach Griechenland zurückgekehrt. Sie bemühten sich, die Unterhaltung in einer fremden Sprache



führen und bewegten sich um Cocktails, Weiber und Tangel-Tangels.

„Es ist doch ein trauriges Land“, meinte der eine blasiert. „Meinen Sie, Sie finden hier etwas Genießbares zum Essen? Und das Ständesystem, was uns den Spott aller zivilisierten Nationen eintragen müßte, wenn sie es wüßten, ist, daß selbst hier im Parlamentsrestaurant die Kellner ohne Brat- und Handschuhe bedienen. Ist das nicht geradezu unglaublich?“

Die Abfütterung der Herren Abgeordneten nahm eine gute halbe Stunde in Anspruch. Alle aßen hastig und jeder auf seine Art. Der eine wuschte sich die Sockenreste mit Brotkrumen vom Teller, der andere stocherte mit der Gabel nach den Weinbeeren, weil er das für besonders vornehm hielt, und der dritte schnäuste sich verstoßen in die Serviette.

Einer nach dem andern ging in den Sitzungssaal zurück. Behäbig und breit lehnten sie in ihren Sesseln und diskutierten die neuen Gesetzesvorschläge. Man stimmte dann später dafür oder dagegen, wie man gerade die Laune hat. Alles wird möglichst schnell verabschiedet.

Der Kammerpräsident war ein schlauer Fuchs. Er wußte nur zu gut, warum er seine Abgeordneten gerade vor den wichtigsten Gesekentwürfen zum Essen geschickt hatte. Gar oft kam es nämlich vor, daß dann der eine oder andere von ihnen mitten in der hitzigsten Diskussion sanft einschlummerte. Schuld daran trug die verwünschte Athener Döse, nicht minder der schwere Wein und das üppige Essen, letztlich auch die dunkel-klassische, gewundene und geschnäbelte Redeweise des Herrn Kammerpräsidenten selbst, die nur den wenigsten verständlich war. Heute war die vorgerückte Abendstunde die Hauptursache, denn viele der Deputierten waren schon hoch über die Achtzig und hatten die ehrenwerte Gewohnheit, mit den Hühnern zu Bett zu gehen. Mitunter verfiel darum einer in ein lautes Schnarchen, das einer Kreissäge alle Ehre gemacht hätte, aber niemand fiel es ein, daran Anstoß zu nehmen. Die tiefen, friedlichen Schnarchtöne verloren sich ja doch in den hitzigen Diskussionen und Zwischenrufen der unermüdlichen, jüngeren Abgeordneten.

„Herr Kollege, etwas leiser, wenn ich bitten darf!“ flüstert höchstens einmal einer der Volksvertreter zu seinem Nachbar. „Bei eurem Geschnarch kann ja kein Christenmensch in Schlaf kommen! Ihr hättet wahrhaftig besser getan, erst zu lernen, wie man schläft, ohne seine Mitmenschen zu stören, bevor Ihr euch ins Parlament wählen laßt!“

Nach Mitternacht! Die Uhrzeiger standen auf halb Eins. Die Mehrzahl der Herren Kammerdeputierten war in festen Schlaf versunken. Nicht, nicht einmal das wütende Geschrei der unentwegten Opposition, die wegen jeder Kleinigkeit mörderlichen Krach schlug und drauf und dran war, ein Mißtrauensvotum zu verlangen, vermochte die Schläfer zu wecken.

Da erscholl mitten in den Spektakel der Schnarchenden und streitenden Deputierten die heile Stimme eines Zwischenrufers: „Lösch! Lösch!“

Und laut fiel von allen Seiten der Chorus ein: „Lösch! — Sofort Lösch!“ — Unversäglich Lösch! — Lösch! Lööööösch!“

Es war ein wirres, gelles Geschrei!

Erschreckt fuhren die eingeschlummerten Deputierten auf. Angstlich drehten sie sich um. Nießen sich die Augen. Schrien laut und durchdringend mit: „Lösch! Lösch! Feuer! Wasser!“ und strebten eiligst den Saalausgängen zu.

In erregten Gruppen drängten sie sich auf den Korridoren. Was brannte hier? Wo war das Feuer? Als sie aber hörten, daß gar keine Flammen zu löschen waren, als sie den Feuerwehrmann nach wie vor gleichgültig am Hydranten lehnen sahen und erfuhren, daß es sich um den Artikel der neuen Verfassung, die den Frauen das Wahlrecht sichern sollte, handelte, da riefen sie nicht minder durchdringend: „Lösch! Lösch!“

„Es ist das ja ein viel gefährlicheres Feuer. Ein Brand ist's, der das ganze Land verzehren kann! Lösch, darum den Antrag! Lösch!“

„Feuer, Weib und Meer...“, meinte mit philosophisch erhobenem Finger einer der uralten, achzigjährigen Väter des Landes, „sie sind die großen Gefahren!“

So brachten die Volksvertreter die griechischen Frauen überhaupt um das Wahlrecht, weil sie nicht für ebenbürtig hielten. Wie denn auch? Ein Frauenstimmrecht? Wer sollte ihnen dann fortan das Essen kochen? Wer das Hemd waschen? Wer ihnen vor dem Zubettgehen die Samtpantoffel zu-rechtsstellen?

„Nein! Nein! Die Frau muß immer Frau bleiben!“ sagte befriedigt und selbstbewußt Herr Papparis, der Abgeordnete der Insel Peros. „Sie trägt ja schon von Natur keinen Schnurrbart und keine Hosen! Die Frau bleibe Frau!“

(Aus dem Neugriechischen übertragen von Peter Hein-Pasing.)

## Debit.

Von Erich A. Schmidt.

Den schmalen, larmigen Saal füllten diese Schichten von Tabakrauch. Die Kleinbürger saßen fröhlich zu beiden Seiten des Ganges, in enge Stuhlreihen gepfercht. Nach Sängerin und Komiker, traurigen Karikaturen, die sich in Sentiments und Joten verrenkten, steht plötzlich, hinter Wellenwirbeln, eine große Stille über den Köpfen.

Pause. Fades Bier wird durch die Reiben gereicht, in den Reihen gestürzt, und nun beginnt der Schwall von Stimmen rhythmisch zu steigen, Töne überschneiden sich, schwellen an — und schließlich hängt ein undurchdringliches Geseumm im Saal.

Niemand hört, daß der Taktstock, im Ausschnitt vor der Bühne, polternd klopft; es beginnt ein Kampf der Melodie mit dem wirren Geseumm, allmählich wird das Orchester reich, nur einzelne Zischlaute stehen noch spärlich empor.

Das Licht zerspringt, im Rücken der Menge hurrt ein Apparat, der jäh einen Lichtkegel fächernd gegen den Hintergrund der Bühne wirft. Und da, als die Augen den Wechsel von Dunkel und Helle überwandern, öffnen sich die Lippen zu einem breiten, ehrfurchtsvollen Ab!

Ein Mädchen, siebenjährig, mit braunem Pagenkopf, steht stierlich auf den staubigen Brettern. Sie trägt ein grünes Seidenröckchen, das über dünne, nackte Beine fällt. Auch die mageren Arme, die Schultern sind nackt — wie die Füße, die den kühlen Boden berühren.

„Sie tanzt zum erstenmal öffentlich“, flüstert eine Frau zu ihrer Nachbarin. „Sie muß doch frieren. Das arme Kind.“

Aber die Kleine friert nicht. Sie will Tänzerin werden, und sie fühlt mit dunklem Instinkt, daß hier die Gesetze der Kinderstube nicht mehr gelten. Sie zittert, doch keiner merkt es. Sie wartet nur auf jenen Takt, der ihre Glieder in Bewegung setzt — nun muß er kommen — da! Sie hebt die Arme zu süßen Bogen, darin die Finger särtlich pochen, die Knie biegen sich im Takt. Nun wiegen sich die Hüften kindlich-fokett; die Fingerzehen tasten nach dem Rockrand und wipfen ihn empor, das ernste Gesicht, mit den unschuldigen Augen, dem zarten Kleinnäbchenmund, wendet sich in die Tiefe, wo Vater und Mutter und all die Menschen sitzen, aber es ist eine Grenze zwischen ihr und jenen anderen, versunken liegt die Welt, jenseits des Schachtes, daraus die Torannin ruft mit herrischen Fingern nach ihr fast.

Und ich sehe Gut die kindlichen Wangen befallen, ich halte die junge Seele vibrierend in der Hand. Sie flattert wie ein kleiner Vogel mit ganz weichem Gefieder. Ich fühle das Fieber noch, das in den letzten Tagen sie durchsprang, die große Erwartung vor dieser Stunde, da sie zum erstenmal, fremd und einsam, gelöst von Mutter und Lehrerin, auf feindlicher Ebene ihre frühen Künste offenbaren sollte, im Regal des Scheinwerferlichts, von einer großen Kapelle begleitet, ganz so wie jene Tänzerinnen, deren Namen alle wußten. Und auch ihr Name stand heute schon auf dem gelben Programm. Sie hieß: Kl. Ruth. Und weiter nichts.

Und jetzt verklingt die Musik, aber noch ebe der letzte Ton sich in sanftem Echo auflöst, erhebt sich toller Lärm, die kleine Tänzerin erwacht, erschrickt und steht viele Hände klatschend zu ihr emporgerichtet. Man hebt sie vom Bühnrand ein Mantel hüllt sie ein; und nun hört sie überall lobende Worte. Man trägt sie an staunenden Menschen vorbei, sie braucht jetzt nicht mehr über kühle Dielen zu laufen. Sie ist Mittelpunkt von allen Blicken, und ihr Weg gleicht einem hellen Triumphzug.

Ich gehe nachdenklich auf die Straße. Der schmale, trostlos larme Saal liegt hinter mir. Ich sehe ihn aber fast verklärt, denn ich habe ein Stückchen Schicksal darinnen erlebt.

## Öffentliche Uhren.

Von Bertha Witt (Münster).

Die ältesten Uhren, deren man sich zum Zwecke einer zuverlässigen Abmessung der Zeit bediente, waren die Obelisken und die primitiven Sonnen- oder Schattenuhren, die aus Ägypten stammen. Da sie frei aufgestellt werden mußten, eigneten sie sich schon an und für sich mehr zum öffentlichen als zum privaten Gebrauch. Schon die Griechen stellten, nachdem sie um 800 v. Chr. mit der ägyptischen Einrichtung der Zeitmesser bekannt geworden waren, solche nach 12 Stunden eingeteilten Sonnenuhrer an vielen öffentlichen Plätzen auf. Rom folgte damit erst etwa 200 Jahre später; die erste öffentliche Sonnenuhr dürfte jene gewesen sein, die der Konsul Manlius Valerius Messala im Jahre 268 v. Chr. neben der Rednertribüne auf dem Forum errichten ließ. Nach südlichem Zeitlauf verfertigt, stellte sich aber heraus, daß sie mit dem



Sonnenstände in Rom nicht völlig übereinstimmte, und so stellte man bald neben dieser noch eine bessere Sonnenuhr mit römischer Zeit auf. Andere italienische Städte folgten in der Aufstellung der Sonnenuhr. Wenn man nebenbei nun auch viele private Uhren in Gärten und Landhäusern einrichtete, so blieb doch die Allgemeinheit auf die öffentlichen Uhren angewiesen, und vornehme Leute hielten sich eigens Knaben oder Mädchen, um sie nach Bedarf zur Zeitableitung nach den öffentlichen Uhren zu schicken.

Nun waren aber die Sonnenuhren insofern primitiv, weil das Scheitern der Sonne Voraussetzung war, wenn sie die Zeit anzeigen sollten; nachts und beim Unsichtbarbleiben der Sonne waren sie unbrauchbar, beim langsamen Abweichen des täglichen Sonnenstandes waren sie überhaupt ungenau; man suchte also bessere Zeitmesser zu erfinden und übernahm, wieder von den Ägyptern, die Wasseruhren. Es waren mit Stundenzeichen versehene Gefäße, durch die das Wasser langsam und gleichmäßig hindurchfloss, durch seinen jeweiligen Stand die Zeit nachweisend, und sie hatten nicht nur vor den großen Sonnenuhren voraus, daß sie immer gingen, sondern daß man sie auch beliebig im Hause aufstellen konnte. In Rom sah man die erste Wasseruhr 156 v. Chr.; die Wasseruhren verbreiteten sich überhaupt dann so weit, daß Julius Cäsar sie sogar in England schon antraf, als er dort landete.

Aber auch die Wasseruhren erwiesen sich nicht als vollkommen, weil man den Durchlauf des Wassers nie gleichmäßig gestalten konnte; sie fanden somit im allgemeinen doch nicht den Eingang, wie es anfangs schien. Während man sich aber im Privatleben jahrhundertlang mit Sanduhr und Stunden-glas behalf und von öffentlichen Zeitgebern nichts mehr hörte, konnten, und war zunächst wieder die ägyptischen Araber, wenn auch mit und nach ihnen bald Mönche, bald Philosophen, auf mechanische Uhren und brachten sie als Gewichts- und Räderuhren im 11. Jahrhundert zustande. Dabei waren die Turmuhrn den Wanduhren voraus, die nächste Verbesserung ergaben die Schlaguhren, die vermittelst Aufschlagen eines kleinen Hammers auf eine Glocke die Stunden weit vernnehmlich anzeigten. Damit schienen man, weil an eine Privatanschaffung nicht zu denken war, dem alten Prinzip der öffentlichen Zeitmessung wieder nabegerückt. Allein damit hatte es noch lange Weile; nicht nur, daß diese großen Räderuhren sehr kostspielig gewesen wären, sie gelangten überhaupt nur als fürstliche Geschenke nach Europa. Lange Zeit waren es fast nur Klöster, die sich des Besitzes einer solchen Turm-Schlag-Uhr erfreuten, schon weil die Mönche, die sich selbst gern mit der interessanten Erfindung beschäftigten, da sie eben auch die meiste Zeit dafür hatten, ihnen das größte Interesse entgegenbrachten.

Erst im 14. Jahrhundert fing man an, solche schlagende Turmuhrn öffentlich aufzustellen. Italien ging offenbar voran, 1344 erhielt Padua und 1356 Bologna die erste öffentliche Uhr. Es scheint nicht, als wenn es Kirchenuhren waren; Paris jedenfalls, das 1364 sich von einem deutschen Uhrmacher eine Uhr bauen ließ, bestimmte sie nicht für eine Kirche, sondern für das königliche Schloß. Wie bisher die Mönche nach Klosteruhren, so strebten jetzt die Fürsten nach Schloßuhren, der Herzog von Burgund, der Ende des 14. Jahrhunderts die niederländische Stadt Courtrai im Besitz einer sehr schönen Schlaguhr sah, ließ sie, offenbar aus Reiz, wegnehmen und in seiner Residenz zu Orlon aufstellen. Jene beiden genannten italienischen Städte besaßen glänzende Universitäten, aber auch Fürstenhöfe, so daß anzunehmen ist, daß diese sich jene Uhren leisteten.

In Deutschland erschienen Straßburg (1370) und Speyer (1395) mit öffentlichen Uhren. Nürnberg verlor 1462 seine Marienkirche mit einer großen Uhr. Dann folgte Italien wieder 1484 mit Florenz, 1497 mit Venedig. Die Kostspieligkeit der großen Uhren brachte es mit sich, daß die Städte sich lange besannen und überlegten, ehe sie zur Einbauung eines solchen Wertes schritten. Die Stadt Auxerre in Frankreich, die wünschte, auch eine Uhr zu besitzen, wagte 1483 doch nicht, den Betrag dafür aus der Stadtkasse zu bewilligen, ohne vom König die Erlaubnis erhalten zu haben, die dann allerdings auf Anfrage erteilt wurde. Natürlich widmete man der Verbesserung und Verbilligung der Uhren sein Hauptaugenmerk, nun nach und nach die Türme der meisten Kirchen mit Uhren zu versehen. Als ein besonderes Wunder galt lange Zeit die Uhr der St. Pauls-Kathedrale in London, die ein ganzes Jahr lief, ohne aufgezo-gen zu werden. Dann kam das Kuriosum der Singuhren (Uhren mit Glockenspiel) auf, noch heute ohne Eigentümlichkeit, aber auch der Stolz holländischer Städte. Schon im 14. Jahrhundert war keine Stadt in Holland ohne solche Singuhr. Auch Hamburg besaß auf seinem St. Petri-Turm eine solche Uhr mit Glockenspiel, das alle halbe Stunde einen Vers in einem geistlichen Liede vernnehmlich über das Treiben der Stadt kündigt; erst seit dem

Krieg hat die alte Hansestadt dieses Überbleibsel aus vergangener Zeit eingebüßt. Einst war es aber nicht minder berühmt als es das „Ab' immer Treu und Redlichkeit“ vom Schloßurm in Potsdam oder das Glockenspiel in Salzburg noch heute ist. — Zeugnisse alter Städtekunst und Städtelebenshaberei und altväterlicher Neigung, Angenehmes und Nützliches auf eigentümliche Art zu verbinden.

## Welt u. Wissen

„Fingerabdrücke“ bei Bäumen. Ein System von „Fingerabdrücken“, das von dem Forstinstitut der Universität Oxford ausgearbeitet worden ist, gewährt die Möglichkeit, die Art des Holzes bei jedem Baum ganz genau festzustellen und eine viel eingehendere Klassifizierung der Baum- und Holzarten durchzuführen. Man hat gefunden, daß Holz, wenn es in einer überaus dünnen Schicht geschnitten und unter das Mikroskop gelegt wird, überaus feine Zeichnungen aufweist, aus denen sich die Art des Baumes so genau erkennen läßt wie aus dem Fingerabdruck ein bestimmter Mensch. Diese arten Zeichnungen sind oft von schöner Färbung und auch bei Bäumen verschieden, deren Holz man bisher für ganz gleichartig ansah. Es sind auf diese Weise 2200 verschiedene Typen englischer Bäume festgestellt worden. Die Auswahl und Bestimmung des Holzes wird dadurch sehr erleichtert und vervollkommen. So hat man z. B. herausbekommen, daß 170 verschiedene Holzarten, die als „Mahagoni“ angegeben wurden, gar nicht richtiges Mahagoni sind, und daß viele dieser Hölzer überhaupt gar nicht zur Familie der Mahagoni liefern. Den Bäumen gehören. Der Wert dieser „Fingerabdruck-Prüfung“ der Bäume greift auf die verschiedensten Gebiete über. So wünschte eine Eisenbahngesellschaft eine ganz bestimmte Art Holz zu erhalten, die sie seit vielen Jahren für den Bau von Schwellen als geeignet erkannt hat. Das Institut war imstande, durch die Prüfung genau dieselbe Holzart nachzuweisen. Andererseits kann man Hölzer feststellen, die sich für bestimmte Zwecke nicht eignen. Auch für die Echtheit kostbarer Möbel ist nun eine unzweifelhafte Beweismöglichkeit gegeben. Denn man kann nachweisen, ob überall dasselbe Holz verwendet worden ist oder unechte Zutaten den Wert des Stüdes verringern.

## Scherz und Spott

### Englischer Humor.

Das junge Ehepaar hatte einen heftigen Streit gehabt, in dessen Verlauf die empörte Frau die Tür ins Schloß warf, um sich im Nebenzimmer ihrem Schmerz zu überlassen. Man hörte sie laut weinen. Nach einer Viertelstunde rief sie das Mädchen und fragte, ob ihr Gatte noch im Nebenzimmer sei. Auf die bejahende Antwort erklärte sie dem Mädchen: „Sehen Sie sich hierher und heulen Sie jetzt ein bißchen; ich bin müde und muß eine Pause machen.“

Der Chef einer großen Firma, der sich angelegen sein ließ, auf seine Angestellten ein wachames Auge zu haben, traf auf seinem Rundgang durch die Fabrik einen Arbeitsraum, wo er einen Jungen sah, der ihm noch nicht bekannt war. „Nun, mein Sohn“, redete er ihn an, „seit wann bist du hier?“ — „Ich bin erst heute morgen eingetreten, Sir“, antwortete der Junge. — „Nun, ich nehme an, daß du bereits den Aufseher gesehen und von ihm Anweisung bekommen, was du zu tun hast.“ — „Gewiß, Sir.“ — „Und was hat er dir gesagt?“ — Der Junge zögerte einen Augenblick mit der Antwort, bekannte dann aber treuherzig: „Er befahl mir, aufzupassen und ihn aufzuwecken, wenn Sie herein-kämen.“

Zwei Freunde unterhalten sich darüber, wie man sich am besten vor Seuchen schützt. „Was tust du gegen die Mikroben?“ — „Nun, vor allem wasche ich das Wasser ab.“ — „Und dann?“ — „Dann sterilisiere ich es noch obenrein.“ — „Sehr schön. Und dann?“ — „Dann? Ja, dann trinke ich Bier!“

Generalprobe. „Als ich Ellen meinen Antrag machte, da lehnte sie ihren Kopf an meine Schulter und schluchzte so rührend, aber schließlich hob sie ihr Köpfchen, sah mich so freundlich an, legte ihre Arme um meinen Hals und...“ — „Hör' bloß auf, das kenne ich. Ich hatte vorher mit ihr geprobt.“